

Interview Religion heute mit Gerhard Schulze (Dezember 2003/Heft56)

Religion heute

Vielfach besteht der Eindruck, als wenn wir durch die Erkenntnisse, insbesondere der Freud'schen Psychologie zwar von vielen Illusionen entlastet worden sind, auf der anderen Seite aber auch das Bewusstsein unserer inneren Freiheit verloren haben.

Wie aktuell ist heute die Vorstellung eines autonomen Ichs?

Gerhard Schulze

Es wird immer mehr zur Mode, die Moderne mit Metaphern zu beschreiben, in denen einzelne Menschen nur noch als Verfügungsmasse überpersönlicher Zwänge vorkommen: System, Struktur, Empire. Antony Giddens illustriert die Macht der Umstände über das Subjekt mit dem Bild des „Dschagannath-Wagens“: Dieser zermalmt dem indischen Mythos zufolge jeden, der nicht aufspringt. Aber Giddens gehört auch zu denen, die den Blick auf die Eigendynamik der Moderne nicht mit absoluter Erkenntnis verwechseln, sondern, wissen, dass man damit manches erfassen kann und vieles übersehen muss.

Von einem anderen Standpunkt aus gesehen ist die Moderne das genaue Gegenteil des Dschagannath-Wagens – ein Projekt der Entgrenzung subjektiver Möglichkeitsräume, das paradoxerweise in einen immer größeren Zwang zur Autonomie mündet. Je mehr wir können, desto mehr müssen wir autonom entscheiden. Dies spüren wir in allen Lebensbereichen: etwa als Konsumenten, Touristen, Patienten, Beziehungspartner. Was wir als widersprüchlich erfahren und mit gegensätzlichen Begriffen benennen, Systemzwang und Autonomie, ist ein und dieselbe Medaille von verschiedenen Seiten. Wir kennen die Moderne als *Steigerungsspiel*. Einerseits bleibt uns nichts anderes übrig, als mitzuspielen, andererseits zwingen uns die gesteigerten Möglichkeiten dazu, uns darüber klar zu werden, was wir richtig und falsch finden, und entsprechend zu handeln. Im Gedanken der Steigerung ist implizit der Gedanke der Ankunft immer schon mitgedacht. Die Radikalisierung der instrumentellen Vernunft führt unausweichlich zur Inanspruchnahme ethischer und ästhetischer Vernunft. Beispielsweise ist die Gentechnik im ethischen Sinn umso ratloser, je weiter sie kommt. Die unter Intellektuellen beliebte „illusionlose“ Aufklärung der Menschen über ihre Unmündigkeit ist ein Widerspruch in sich selbst. Zwar macht es immer wieder Eindruck, wenn Zeitbeobachter das Apriori allen Handelns – unsere Selbstwahrnehmung als autonom – in Frage stellen. Aber warum, wenn nicht aus Gründen der Selbstinszenierung, teilen Sie uns dies mit?

Lohnt es sich, Roboter über Ihre Roboterhaftigkeit zu informieren?

Wer aufklären will, muss Autonomie voraussetzen; wer Fatalist ist, muss von der Nichtaufklärbarkeit der Menschen ausgehen. Aufklärer Fatalismus ist ein Irrtum, der in der Pose des Bescheidwissens daherkommt.

Religion heute

In der Ausbildungspraxis begegnet häufig ein anderes Menschenbild. Lernvorgänge drehen sich im Kreis und bleiben begrenzt durch die Intention der Dozenten und Projektion der Lernenden.

Was mach ich aus mir selbst, wenn mir nicht vorgegeben wird, wer ich sein soll?

Gerhard Schulze

Der Bourdieu-Kosmos, das Universum der Distinktion, der Hierarchie von Stilen und der Arroganz des guten Geschmacks, gilt vielen immer noch als aktuelle Zeitdiagnose, im Grunde aber handelt es sich um Sozialgeschichte. Die Befreiung der Menschen zum eigenen Leben macht sie teils kreativ, teils ratlos, teils unsicher. Wir beobachten einerseits Selbsterfindung und andererseits Selbstschematisierung, einerseits Aufbruch zur Gestaltung der Existenz und andererseits Regress auf Vorbilder, Moden und Codes der Correctness. Auch in dieser Hinsicht also Zwang zur Autonomie, Zurückscheuen und allmähliches Lernen: Was mache ich aus mir selbst, wenn mir nicht vorgegeben wird, wer ich sein soll? So schwierig dies ist, so lohnend scheint es doch. Wir haben einen point of no return überschritten. Bei allem Lamento über Einsamkeit, Scheitern, und Unbehaustheit werden wir uns die Freiheit, zu sein, wer wir sein wollen, nicht mehr nehmen lassen – es ist zu schön.

Es ist schon eigenartig. Jahr für Jahr steigt die durchschnittliche Lebenserwartung um 2 bis 3 Monate, aber alle reden von der Risikogesellschaft. Das ist zwar als self destroying prophecy sinnvoll; je mehr man sich mit Risiken beschäftigt, desto mehr tut man zu ihrer Bekämpfung. Aber als Beschreibung einer Bedrohungszunahme taugt der Begriff nicht. Er beschreibt vielmehr den Wandel von Wahrnehmungsformen. Was mich wundert, ist die Einseitigkeit dieser Wahrnehmung. Wenn von Risiken die Rede ist, geht es normalerweise um Gefahren, Bedrohungen, Verluste. Risiken dieser Art sind in der Sphäre des *Könnens* definiert. Je mehr wir diese Sphäre beherrschen, desto aktueller wird eine ganz andere Art von Risiken – solche, die zur Sphäre des *Seins* zu rechnen sind. Dabei geht es

nicht um Gefahren für Leib und Leben, sondern um Probleme, die gerade dann auftreten, wenn es einem gut geht: Absurdität, verpasste Gestaltungschancen, Langeweile, Sinnlosigkeit, entgangener Lebensgewinn. Wozu Risiken der ersten Art bewältigen, wenn es einem nicht gelingt, mit denen der zweiten Art fertig zu werden?

Religion heute

Werden uns aber damit nicht allzu schwierige Balanceakte abgefordert? Wo gibt es Fixpunkte für Orientierungen?

Gerhard Schulze

Der Gegenbegriff zu den Risiken des Könnens ist Sicherheit; der Gegenbegriff zu Risiken des Seins ist Versäumnis. In beiden Dimensionen arbeitet sich die Moderne vorwärts. Modern denken heißt: einerseits den gegebenen Horizont zu überschreiten, andererseits sich reflektierend anzueignen, was innerhalb dieses Horizonts liegt. Im Bereich des Könnens ist Modernität längst Routine; im Bereich des Seins entsteht sie gerade erst. Was sich abzeichnet ist ein kollektiver Lernprozess, ähnlich dem der vergangenen zweihundert Jahre, nur mit gänzlich anderem Fokus: nicht Naturaneignung, sondern Kulturaneignung.

Dass es noch weitgehend unbegriffen ist, was dies bedeutet, zeigt sich darin, dass viele versuchen, kulturellen Phänomenen mit naturwissenschaftlichem Denken beizukommen. Langfristig erwarte ich einen kollektiven Lernprozess, der vor allem auch erkenntnistheoretische Inhalte einschließt. Was meint zum Beispiel jemand, der sagt: „Ich bin so und so“, oder: „Unserer Beziehung ist so und so“? Im Grunde geht es dabei um Drehbücher, um immer wieder durchgespielte, unscharfe, niemals exakt gleiche und dennoch reale Episodenmuster. Wir alle leben in diesem Medium, aber nur wenige haben eine klare Vorstellung davon, einschließlich der damit verbundenen erkenntnistheoretischen und argumentationslogischen Probleme.

Wer diese für zu schwierig hält, sei an die Geschichte der denkenden Aneignung der Natur erinnert. Die Menschheit startete mit animistischen Religionen; dass heute jedes Kind im Prinzip weiß, warum das Licht angeht, wenn man den Schalter betätigt, zeugt von einem langen Lernvorgang. Wir haben die Natur immer besser verstanden; Kultur dagegen ist immer noch weitgehend terra incognita. Hier hat kollektives Lernen gerade erst eingesetzt; noch befinden wir uns in einem archaischen Stadium.

Religion heute

Der Gegensatz von selbstbewusstem Ich einerseits und reglementierender Gesellschaft andererseits durchzog das 19. und 20. Jahrhundert.

Wie sieht das Verhältnis von privater Freiheit und Anpassung an die Forderungen des Sozialkörpers heute aus?

Gerhard Schulze

In der Frühzeit der Psychobewegung, also in den siebziger Jahren, empfanden viele die Entdeckung der Singularität des Ich als Offenbarung. Die Heilsbotschaft *Ich bin ich* legitimierte jede Gefühlseruption, jede Stilllosigkeit, jede Argumentationsverweigerung, jeden Vertrauensbruch. Wer sich auf gemeinsame Grundlagen des Handelns berief, galt als naiv, verklemmt, durch Konventionen verklavt. Als letzte Konvention blieb übrig, seine Verachtung aller Konventionen zu demonstrieren. So folgten auf die Unterdrückung des Subjekts im bürgerlichen Zeitalter die Unterdrückung der Intersubjektivität in der Nach-Achtundsechziger-Zeit.

Heute dagegen beobachten wir die Wiederentdeckung der Intersubjektivität. Denn das Intersubjektive macht Sinn. Es entlastet alle Beteiligten, wenn jeder sein Innenleben als Privatangelegenheit betrachtet und nur wenige daran teilhaben lässt: ein Tauschgeschäft der wechselseitigen Verschönerung mit Details, die nur selten etwas „zur Sache tun“. Man darf, anders als unter dem paradoxen Diktat des Antiautoritarismus, wieder Regeln geltend machen. Es gibt ein neues Interesse an Höflichkeit. Es gibt ein neues Interesse an Argumenten, Kriterien und Rationalität in Alltagsdiskursen. Es gibt ein neues Interesse an geteiltem Wissen, an kanonisierter Bildung. Intimbeziehungen werden, lange Zeit nach der Diskreditierung der Vernunfttheorie, wieder mit vertraglichen Elementen angereichert, so lebendig das Ideal der romantischen Liebe immer noch sein mag: Absprachen, Kooperation, Verlässlichkeit, Treue gewinnen wieder an Prestige; sie gelten nicht mehr als zu entsorgende Formen sozialer Idiotie, sondern als respektable persönliche Kulturleistungen.

All diese Veränderungen bezeugen ein wachsendes Verständnis für den Wert der intersubjektiven Sphäre. War das bürgerliche Zeitalter die These und die Zeit der Achtundsechziger die Antithese, so erleben wir nun die Synthese. Das Besondere heute ist erstens, dass die intersubjektive Sphäre nun aus Diskursen hervorgeht und frei vom Odium des Zwangs ist. Zweitens wird die Einzigartigkeit des Subjekts heute durchaus anerkannt. Dass Menschen mit ihrer Doppelnatur als gleichzeitig einzigartige und intersubjektive Wesen klarzukommen versuchen, sehe ich nicht als Modell von gestern. Das ist die Zukunft.

Religion heute

Lichtenberg hat die Regel aufgestellt: wenn dein Bisschen an sich nichts Sonderbares ist, so sage es wenigstens ein Bisschen sonderbar.

Matthias Claudius gibt ein schönes Beispiel für Schaumschlägerei:

„Klopstock sagt: Du, der du weniger bist und dennoch mir gleich, nahe dich mir, und befreie mich, dich beugend zum Grunde unserer Allmutter-Erde von der Last des staubbedeckten Kalbfels.

Ich sage nur: Johann, zieh mir die Stiefel aus.“

Würden wir heute auf einen „Klopstock-Typ“ noch reinfallen?

Gerhard Schulze

Sich Anerkennung durch Inszenierung zu verschaffen, ist heute ein viel schwierigeres Geschäft geworden. Das Hochgestochene, das Matthias Claudius durch den Kontrast zur Einfachheit entwaffnet, konnte man erwerben wie einen Dialekt. Damit ließ sich dann halbwegs verlässlich Eindruck schinden. Heute existiert das Hochgestochene immer noch fort, vor allem im akademischen Milieu und im Feuilleton. Aber es gibt, um im Bild zu bleiben, inzwischen viel mehr Dialekte. Je nach Situation, Kontext und Milieu ändern sich die Muster beeindruckender Inszenierung. Claudius müsste heute eine ganze Reihe von Parodien schreiben: etwa Parodien auf Coolness, auf demonstrativen Frohsinn, auf vorgetäuschte Eckstasen, oder – das wäre dann die Antiklopstock-Parodie – auf forcierte Schlichtheit, auf Komplexitätsreduktion bis hin zum Verlust der Sprache. Es gibt kein klares Rangverhältnis zwischen dem Dialekt des akademischen Milieus einerseits und dem der Fankurve andererseits; worauf es ankommt, ist die jeweils *passende* und nicht mehr die immer gleiche *distinguierende* Selbstinszenierung. Je mehr Inszenierungsmuster man kennt, desto erfolgreicher kann man sich durch unsere Alltagskultur bewegen.

Doch damit nicht genug der Komplikation. Hinzu kommt, dass es Zonen des Inszenierungstabus und Zonen des Inszenierungszwangs gibt. In unseren Privatbeziehungen verlangen wir uns gegenseitig das Kunststück ab, ganz wir selbst zu sein, während es etwa bei Vorstellungsgesprächen darauf ankommt, Improvisationstheater zu spielen. Zu Mathias Claudius' Zeiten war die Welt im Vergleich dazu noch einfach. Dünkelhafte Menschen mag es immer noch geben, späte Klopstockfiguren, aber kaum noch jemand erstarrt in Ehrfurcht vor ihnen, weil ihr Dünkel nicht mehr vom Gerüst einer gesamtgesellschaftlichen hierarchischen Ordnung gestützt wird.

Religion heute

Effizienz ist ein Zauberwort unserer Zeit. Es gilt nicht nur für ökonomische Hardliner, sondern genau so für die Gegner der Wettbewerbsgesellschaft. Im Berufs- wie im Privatleben, an der Börse wie in Bildung und Erziehung steht Effizienz an erster Stelle. Es ist eine Gesellschaft entstanden, die allem alles abverlangt.

Was eigentlich braucht der Mensch zum Glücklich-Sein, an Muse, Phantasie und Zufall.

Gerhard Schulze

Effizienz heißt: Mittel optimal einzusetzen, um einen bestimmten Zweck zu erreichen. Niemand, der seine fünf Sinne beisammen hat, wird Effizienz verdammen. Schon in den ersten Werkzeugen, die sich Menschen angefertigt haben, dokumentiert sich Effizienzdenken. Die Moderne hat Effizienz nicht erfunden, sie hat lediglich ein anthropologisch universelles Denkmuster zugespitzt und in eine Ordnung permanenter Transformation übersetzt. Wie gut wir uns damit eingerichtet haben, sieht man etwa an der nun schon bald ein Jahrhundert anhaltenden Begeisterung für die jeweils neuesten Automodelle, am gegenwärtigen Boom der Digitalkameras oder am Siegeszug der Handys. Wir alle sind alle Mitspieler im Steigerungsspiel, und es ist keineswegs seine Beschleunigung, die wir als problematisch empfinden, sondern, wie man in diesen Jahren immer deutlicher sehen kann, gerade im Gegenteil seine Verlangsamung. Nicht Wachstum – und damit Effizienz – ist in den Augen der Öffentlichkeit eine Katastrophe, sondern sein Ausbleiben. Es ist eigenartig, dass viele, die sich als Opfer des Steigerungsspiels fühlen, sich ihm gleichzeitig verschreiben. Und es ist eigenartig, dass

viele, die etwa für Länder der Dritten Welt eintreten, einerseits das Steigerungsspiel verdammen und andererseits Forderungen stellen, die zwingend seine Fortsetzung implizieren.

Genau gesehen ist nicht Effizienz das Problem, sondern *Ineffizienz*: etwa der Protektionismus im Welthandel, wobei gerade die entwickelten Nationen, die sich als Lehrmeister in Sachen Effizienz aufspielen, die Täter sind; der wirtschaftspolitische Dogmatismus des IWF statt differenzierter Berücksichtigung nationaler Entwicklungspfade; die Korruptheit und Ausplünderungshaltung lokaler Machthaber.

Aber das könnengerichtete Denken wird seinen Weg fortsetzen. Je weiter es führt, desto klarer tritt freilich auch zutage, dass es für sich alleine genommen absurd und sinnlos ist. Wir gelangen in eine Situation, in der sich das Steigerungsspiel verlangsamt und seine kulturelle Hegemonie einbüßt. Es geht nicht zu Ende, aber je mehr wir können, desto wichtiger wird das Sein – die Frage des sinnerfüllten Aufenthalts im entwickelten Möglichkeitsraum. Wir sind angekommen im zweidimensionalen Leben, in dem neben die Idee der Steigerung die Idee der Ankunft tritt.

Diese sich entwickelnde zweite Dimension modernen Denkens ist der ersten in vieler Hinsicht entgegengesetzt. Ob es um Menschen geht, um Artefakte oder Natur, immer tritt an die Stelle des altgewohnten, effizienzorientierten Paradigmas der Sachbezogenheit ein kaum noch ausgearbeitetes und zur Sprache gebrachtes *Paradigma der Begegnung*. Dabei geht es um das Konkrete anstelle des Abstrakten, um das Einzigartige anstelle des Austauschbaren, um Verweilen statt Beschleunigung. Menschen werden nicht als Kunden oder als Träger bestimmter Kompetenzen gesehen, sondern als Gegenüber; Artefakte nicht als Konstruktionen, sondern als Werke; Natur nicht als Materie, sondern als Erscheinung.

Dies überhaupt auf den Begriff zu bringen und der Reflexion zugänglich zu machen, ist ein historisch aktueller Schritt kollektiven Lernens im 21. Jahrhundert. Nicht Esoterisches steht dabei auf dem Programm, sondern, mit Kant zu reden, der „Gebrauch des eigenen Verstands“. Noch befinden wir uns vor der ersten Stufe auf diesem Lernpfad. Erst einmal gilt es zu begreifen, dass Effizienz und Begegnung, Zeitökonomie und Verweilen, Steigerung und Ankunft, Können und Sein keine Gegensätze sind. Können ohne Sein ist sinnlos, Sein ohne Können ist unmöglich.